

Volkskultur in Württemberg

Vor ungefähr zwanzig Jahren verbrachte ein Hamburger Student zwei Semester an der Universität Tübingen, um dort Volkskunde zu studieren. Er wohnte in Unterjesingen bei einer frommen Witwe, die nicht nur regelmäßig zu ihrer Erbauung die „Stunde“ besuchte, sondern die auch ihren Mieter immer wieder freundlich-unerbittlich auf die Fragwürdigkeit aller weltlichen Verrichtungen hinwies. Der junge Hamburger wurde dadurch zwar nicht schlechthin bekehrt; aber der Einfluß war doch keineswegs folgenlos: er bestimmte nämlich weithin die Perspektive — vielleicht könnte man auch sagen das Erkenntnisinteresse — des Studenten. Ganz gleich, worüber im Seminar oder auf Exkursionen gesprochen wurde, die Neigung der schwäbischen Mundart zur Verkleinerung, die Ausbreitung des Adventskranzes, die Entwicklung des gestelzten Einhauses in Württemberg, die Widerstände gegen die Flurbereinigung, die Vorliebe der Gesangsvereine für Silcherlieder — mit verlässlicher Regelmäßigkeit stellte der Hamburger Student seine Schlüsselfrage, ob denn an der betreffenden Erscheinung oder Entwicklung nicht in erster Linie der schwäbische Pietismus schuld sei. Dies wirkte anfangs ansteckend, bald aber immunisierend, und es wirkte vor allem öfters ziemlich komisch. Und doch war jene Frage nur die Karikatur eines keineswegs seltenen und durchaus respektablen Interpretationsmusters. Von den vielen Versuchen, **des** Schwaben habhaft zu werden, wenden nicht ganz wenige in aller Unschuld den Trick an, so etwas wie einen Kernbereich schwäbischer Mentalität zu postulieren und alle Ausläufer und Verästelungen darauf zurecht zu stützen. Durch solche Reduktionen wird die tatsächlich unlösbare Frage des Volkscharakters vereinfacht; das Schwäbische trägt sich dann beispielsweise in dem schmalen Feld zwischen der Hohen Carlsschule und der Tübinger Landesuniversität zu, ja manchmal konzentriert es sich beinahe im Kopf eines einzigen Großen, in Schillers Versöhnung von Pflicht und Neigung etwa, oder in Hegels Dialektik mit ihrem unerschöpflichen Sowohl-Als auch. Wer freilich aus den Höhen des Geistes zu den Niederungen des Alltags herabsteigt — oder ein wenig anders gesagt: wer sich nicht auf Abstraktionen zurückzieht, sondern auf Anschauung pocht —, der kann solche Generalnennen nicht präsentieren. Er wird vielmehr zugeben, daß **Volkskultur in Württemberg** weder in dem Sinne eine Einheit darstellt, daß sich die Teile hierarchisch einem leitenden Prinzip unterwerfen, noch in dem Sinne, daß diese Teile sich allesamt von der Volkskultur in anderen Regionen eindeutig unterscheiden. Er kann sich höchstens auf das kokette Paradox zurückziehen, die Einheit dieser Volkskultur sei

ihre **Vielfalt**. Freilich läuft er auch damit Gefahr, lediglich in eine Melodie einzustimmen, welche die Stabtrompeter des Schwabenlobs längst intoniert haben. Kaum einer unserer Stammescharakterologen läßt sich ja doch die Legende entgehen, nach welcher Gottvater am siebten Schöpfungstag zufrieden die Reste von den Fingern streifte und so auf die Erde fallen ließ, daß daraus das so vielfältige Schwabenland entstand; ja einigen ist selbst diese Art der Entstehung noch suspekt, und mit schöner pädagogischer Klarheit sagen sie, wie es wirklich gewesen ist: daß der liebe Gott nämlich erst einmal ein „Modell der ganzen Welt“ machte mit Wäldern und Tälern, Weinbergen und Äckern, Felsstürzen und Viehweiden und einem kleinen Meer — und dieses Modell ist das Schwabenland.

Daß Eigenlob stinkt, ist vermutlich eine überholte Bemerkung, seit es sich in die klingende Münze des Fremdenverkehrs verwandeln läßt — aber vielleicht ist es doch nicht ganz anachronistisch, solch schöne Geschichten für ein wenig peinlich zu halten. Streift man jedoch das betuliche Kostüm ab, so bleibt eben jene Feststellung der Vielfalt, die sich nicht widerlegen läßt, die aber freilich ein wenig genauer bestimmt werden sollte.

Zunächst einmal ist festzuhalten, daß der **Naturraum** unseres Landes tatsächlich mannigfach untergliedert ist. Gleichgültig, ob wir von den Höhenstufen, den geologischen Schichten, dem Gewässernetz, dem Klima, der Bodenbeschaffenheit ausgehen — nirgends ergibt sich ein einheitliches oder gar einförmiges Bild; vielmehr sind die Erscheinungsformen bunt gestreut. Dies gilt übrigens für den ganzen südwestdeutschen Bereich, für Baden so gut wie für Württemberg. In der Zusammenschau der verschiedenen Erscheinungen kristallisieren sich bestimmte Landschaftsformen heraus: das oberrheinische Tiefland, die Randgebirge des Schwarzwalds und des Odenwalds, der Neckar und seine Zuflüsse mit den umgebenden Schichtstufenlandschaften, die Schwäbische Alb als das große Dach über der Schichtstufentreppe, die Moränenlandschaft des Alpenvorlands. Und innerhalb dieser größeren Landschaften gibt es wieder mannigfache Gegensätze; man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß zum eisenzeitlich geprägten Oberschwaben nicht nur die großen Weideflächen zwischen Donau und Allgäu gehören, sondern eben auch der Bodensee und das Hegau. Mit Recht sprechen die Geographen insgesamt von der **Kleinkammerigkeit** des Landes.

So viel Unterschiede auf engem Raum sind zumindest nicht die Regel. Höchstens die Schweiz könnte zum Vergleich herangezogen werden. Aber dieser Vergleich deckt dann auch eine weitere Eigentümlichkeit auf. Auch dort gibt es Gegensätze auf engstem Raum — von den warmen Hängen des Rhonetales geht der Blick unmittelbar hinauf bis in Gletscherregionen —; aber die Gegensätze sind unvermittelter. Es ist kein Zufall, daß für die Schweiz,

von außen und im Innern, der Alpenbewohner als repräsentativ gilt, obwohl kein Zwanzigstel der Schweizer in den Alpenregionen wohnt und arbeitet. Die Bergwelt dominiert alles andere. Im Schwäbischen hat sich ein solcher repräsentativer Typus nicht herausgebildet; die Vielfalt ist nicht hierarchisch gegliedert, sondern präsentiert sich in einem freundlichen und versöhnlichen Nebeneinander.

Die naturräumliche Gliederung hat ihre unmittelbaren Folgen für die Kultur der Bewohner: Die Kultur eines Weinbaugebietes unterscheidet sich von derjenigen anderer Landschaften immerhin so stark, daß manche glücklichen Nutznießer des Weinlandes zu der selbstbewußt-pointierten Feststellung kamen, Kultur gebe es überhaupt nur in Weingebieten. Die Verteilung des Waldes hat verschiedene Phasen der Besiedlung bestimmt, mit unterschiedlichen Dorfstrukturen und Anbaumethoden. Und das Vorhandensein von Flüssen hat schon früh bestimmte Handwerke, später die Entwicklung von Manufakturen und schließlich die von Industrien begünstigt. Aber mit diesen Beispielen sind wir schon in den geschichtlichen Bereich eingetreten, und hier ist das entscheidende Charakteristikum für die schwäbische Vielfalt zu finden. Sie geht mindestens ebenso sehr wie auf Mutter Natur auf Vater Staat zurück. Die enorme **territoriale Unterteilung** des Landes hat die natürlich angelegte Vielfältigkeit potenziert. Diese Unterteilung, die sich im späten Mittelalter herausbildete, war ja doch in voller Geltung bis um die Wende zum 19. Jahrhundert, und die von ihr geprägte „Kulturplastik“ des Landes hat sich auch über diese Zeit hinaus, in manchem bis in unsere Gegenwart, erhalten.

Die historische Landkarte von Württemberg ist so bunt, daß man fast den auf der Vorschulwelle schwimmenden Verlagen raten möchte, doch einmal ein lehrreiches Puzzle aus dieser Karte zu machen. Es wäre, daran besteht kein Zweifel, ein Puzzle für Fortgeschrittene, denn es gäbe darin eigentlich nur ein einziges stattliches Stück: das alte Herzogtum Württemberg, durchsetzt mit den Inseln einiger kleinerer und mittlerer reichsstädtischer Gebiete. Auch ein paar andere Stücke wären noch so groß, daß man sie leicht auf ihre Felder bringen könnte: das Fürstentum Hohenlohe etwa, die Probstei Ellwangen, die stattlichen Gebiete der Reichsstädte Hall, Ulm und Rottweil, vielleicht auch noch die vorderösterreichischen Gebiete der Grafschaft Hohenberg im Westen und die der Landvogtei Schwaben ganz im Süden des Landes — aber dann stünden nur noch kleine und kleinste, ja winzige Teile zur Verfügung, Reichsstädte und kleine Ritterschaften, Klöster und Vogteien.

Die inzwischen historisch gewordenen **Grenzen** zwischen diesen Territorien aber waren nicht etwa nur abstrakte Ordnungsprinzipien der Verwaltung, sondern sehr konkrete und tiefe Einschnitte

in der Realität des Alltags. Anders gesagt: solche Grenzen formten relativ geschlossene Horizonte der Kommunikation. Aus der Distanz ist auch dieser Sachverhalt zur Anekdote geronnen, zu den Dutzenden von Geschichten, in denen ein junges Mädchen oder ein junger Mann von den Alten mit eindringlichen Worten gewarnt wird vor dem „Ausland“, das immer schon in wenigen Kilometern Entfernung begann. Aber die benachbarten Gebiete **waren** ja doch Ausland, und dies mußte auch ohne martialische Grenzbeachtung (und selbst die gab es mitunter!) um so stärker ins Bewußtsein der Bevölkerung treten, als im Nachbargebiet nicht selten eine andere Konfession herrschte, jedenfalls aber andere rechtliche Bestimmungen und Traditionen maßgebend waren. Gerade dort, wo wir von Grenzüberschreitungen erfahren, wird dies gegenwärtig — denn fast immer vermitteln derartige Berichte etwas von den Schwierigkeiten solcher Grenzüberschreitung oder von dem gewissermaßen exotischen Reiz, der damit verbunden war.

Dies gilt, um wenigstens ein paar Beispiele anzuführen, für Heiraten über die Territoriumsgrenzen hinweg, zumal dann, wenn damit ein Konfessionswechsel verbunden war. Es gilt aber auch für sehr viel kurzfristigere Unternehmen. So wissen wir, daß die Bewohner des alten Herzogtums Württemberg manchmal in die benachbarten Reichsstädte strebten, um dort eine der zahlreichen Brauereiwirtschaften aufzusuchen, weil nämlich in ihrem Gebiet das Brauereiwesen ebenso eingeschränkt wie der Weinbau begünstigt war. Wir erfahren von den jungen Leuten im protestantischen Südwestzipfel des Landes, daß sie sich in der Fastnachtszeit — oft entgegen der ausdrücklichen Mahnung vor allem der Geistlichkeit — ins Hohenzollerische oder ins Gebiet der Reichsstadt Rottweil hinüberschlichen, um dort etwas von den Fastnachtsvergnügungen mitzubekommen. Oder wir hören, daß Tübinger — vor allem wohl reiche Tübinger Studenten — im 17. Jahrhundert ins österreichisch-katholische Rottenburg hinüberritten, um sich dort die geistlichen „Jahresendkomödien“ anzusehen, die seit der Mitte des Jahrhunderts im dortigen Jesuitenkolleg aufgeführt wurden. Offenbar waren die Besucher nicht immer mit dem gebührenden Ernst bei der Sache, denn sonst wäre es wohl kaum zu der jesuitischen Warnlegende gekommen, nach welcher ein „Königsmarchius junior“ bei einem solchen Besuch eine blasphemische Äußerung über die Jungfrau Maria alsbald mit einem Todessturz vom Pferd bezahlen mußte: Gerade auch in solchen konfessionell bestimmten Berichten und Geschichten wird das Fremde strikt und unversöhnlich zur eigenen kleinen Welt in Kontrast gesetzt.

Bedenkt man das ausgeprägte Bewußtsein der territorialen Grenzen und der regionalen Unterschiede, so wird man in Rechnung stellen müssen, daß die Mobilität der Bevölkerung sehr viel ge-

ringer war als später; die wandernden Handwerksgesellen bildeten ja doch nur eine kleine Minderheit. Dementsprechend war auch das Empfinden für Entfernungen anders. Auch die Natur spielt hier nochmals eine Rolle, freilich die vom Menschen teils bearbeitete, teils interpretierte Natur. Unser Hinweis auf die versöhnlich-harmonische Vielfalt der schwäbischen Landschaft muß nämlich für jene geschichtliche Epoche eingeschränkt werden. Die Berge der **Alb** beispielsweise wurden nicht nur vielfach als die württembergischen **Alpen** bezeichnet, sie wurden auch so empfunden: als bedrohliches, kaum zu überwindendes Gebirge. Solche Empfindungen waren sicherlich nicht nur eine Folge, sondern auch eine der Voraussetzungen für die starke Abschließung; die Berichte derjenigen, die Ende des 18. Jahrhunderts in anstrengenden Fußmärschen über die Alb zogen, spiegeln etwas von der abenteuerhaften Beunruhigung, die für eine solche Reise charakteristisch war. Und was für die Alb galt, dies galt in ähnlicher Weise auch für andere, noch wenig erschlossene Gebiete. Um die Wende zum 19. Jahrhundert erschienen die beiden Bände der „Geographie und Statistik Württembergs“ aus der Feder des schwäbischen Pfarrers Philipp Ludwig Hermann Röder; darin stellt sich Röder ausdrücklich die Aufgabe, die verbreiteten Fehltritte und Vorurteile über den **Schwarzwald** abzubauen — man stelle sich unter dem Schwarzwald nämlich meist „einen ungeheuren, zusammenhängenden Wald vor, einen unfruchtbaren Boden, der nichts als Tannen trage. Man glaubt dieses Land entvölkert und nur von Holzhackern und Kohlenbrennern bewohnt, die man nicht viel höher als in die Klasse der Orang utan setzt.“ Eine scherzhafte Zuspitzung, gewiß — aber Historien und Sagen der damaligen Zeit beweisen doch zur Genüge, daß man den fremden Gebieten und ihren Bewohnern oft voll Mißtrauen und Unsicherheit gegenüberstand.

Das positive Gegenstück zu dieser Verunsicherung ist die relativ große innere Geschlossenheit der einzelnen Gebiete, das „totale Klima“, das sich darin entwickelte und zur Ausprägung regionaler, ja lokaler Sonderkulturen führte. Wer sich mit kulturellen Tatbeständen und mehr noch: wer sich mit musealen Beständen befaßt, wird sich diese Seite der Vielfalt zunutze machen. Der Museumswissenschaftler — und selbst der Stuttgarter Museumswissenschaftler! — wird kaum in die Versuchung kommen, die so viele Beschreibungen des „Schwabentums“ gefährdet: daß nämlich freiweg die Charakteristika Altwürttembergs für das Ganze genommen werden. Er bleibt aber von dieser Versuchung nicht etwa deshalb verschont, weil es in Altwürttemberg „keine Volkskultur gegeben“ hätte. In einer solchen Feststellung steckt gleich ein ganzes Bündel von Vorurteilen. Der Begriff der Kultur wird hier in jene spezifisch deutsche Tradition gestellt, in welcher er im Gegensatz zu Zivilisation gewissermaßen nur die Feiertags-

seite des Daseins betrifft — und auf die Volkskultur übertragen heißt dies, daß darin in erster Linie ästhetische Elemente, Zeichen der unbeschwerten, wenn auch bescheidenen Prachtentfaltung gesucht werden. Diese waren und sind freilich äußerst selten in einem Land, dessen schmale materielle Basis ebenso wie seine geistige und geistliche Entwicklung dazu beitrug, daß Kargheit zum anerkannten Wert wurde, und das sich ein dichtes Netz sozialer Kontrollen aufbaute, das Verstöße gegen diesen Wert nahezu unmöglich machte; nicht zufällig wurde das Württemberg des 18. Jahrhunderts von Reisenden als Reich der Pharisäer und Schreiber charakterisiert. „Volkskultur“ aber gab es auch hier: Kultur verstanden als die Summe jener Normen und Güter, welche die Lebensweise auch und gerade im Alltag bestimmen.

Richtig ist allerdings, daß ja auch die Intention und Intensität des Sammelns von Museumsgut lange Zeit einseitig durch jene Perspektive bestimmt war. In der Volkskunde beispielsweise blieb das Kapitel „Volksfrömmigkeit“ lange für katholische Äußerungen der Frömmigkeit reserviert; und volkskundliche Museen haben dementsprechend meistens größere Bestände an Wallfahrtsbildern, Devotionalien, Votivgaben, während die sehr viel unauffälligeren evangelischen Andachtsbilder kaum beachtet wurden. Erst allmählich gewinnt die Volkskunde jenen unbefangenen Blick zurück, der beispielsweise die topographischen Beschreibungen der Aufklärungszeit charakterisierte und für den das alltägliche Sich-Kleiden einschließlich der modischen Veränderungen mindestens ebenso ein Stück Kultur ist wie eine schmuckbeladene Festtracht, das alltägliche Gebaren bei einer Mahlzeit so gut wie ein üppiges Hochzeitsessen, die Art der alltäglichen Begrüßung so gut wie ein feierliches Gedicht.

Diese Beispiele zeigen freilich auch, daß das Museum durch eine solche Perspektive in gewisse Schwierigkeiten kommt. Die künstliche Reproduktion des Banal-Alltäglichen ist ein eher elitäres Vergnügen; Andy Warhol ist nicht jedermanns Sache. Die meisten Besucher suchen im Museum zumindest auch das Besondere, und es wäre gewiß töricht, etwa die Ausstellung von Fastnachtmasken mit dem Argument zu attackieren, diese spielten ja nur ein paar Tage lang eine Rolle. Solche Masken verdeutlichen etwas von der regionalen Sonderkultur; die spezifischen Ausprägungen beispielsweise der Rottweiler und Schömberger Larven und Narrengewänder leiten sich ab aus jener politischen, konfessionellen und kulturellen Kleinkammerigkeit, von der die Rede war, und es ist kein Zufall, daß die seit den fünfziger Jahren spürbare Ausweitung der Fastnachtslandschaft doch fast nur an den Rändern auf altwürttembergisches Gebiet übergreifen hat. Obwohl ja doch die Bevölkerungsverschiebungen nach dem letzten Kriege durchweg auch zu einer starken konfessionellen

Vermischung geführt haben, blieben die schon vorher dominierenden Einstellungen offenbar erhalten, so daß die Fastnacht im einstigen protestantischen Gebiet nicht ohne weiteres Fuß fassen kann. Auch die ausgestellten Handwerkserzeugnisse dokumentieren nicht nur die jeweilige naturräumliche Begünstigung bestimmter Handwerkszweige, sondern auch die spezifische stilistische Ausformung, die im Umkreis der kleinen Residenzen anders war als auf dem flachen Land der größeren Territorien, und die je verschiedene Stilepochen zur deutlicheren Geltung brachte: in Oberschwaben ist eben nicht nur die sakrale Baukunst in erster Linie barock geprägt, auch die verschiedensten Zeugnisse der Volkskunst bewahren vielfach, zeitverschoben, bis weit ins 19. Jahrhundert herein, barocken Charakter.

Vor kurzem hat Peter Blickle versucht, die bestimmenden Akzente der oberschwäbischen Kulturlandschaft herauszustellen. Auch er nennt an erster Stelle „die Vorstellung von Barock“; aber als zweites fügt er ein Element aus einem ganz anderen Bereich hinzu: „**Barock und Vereinödung** — so verschiedenartige Begriffe das sein mögen — haben weite Teile des oberschwäbischen Raumes bis heute geprägt.“ Tatsächlich hat die schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts von der Fürststube Kempten durchgeführte Vereinödung, eine frühe Form von Flurbereinigung und Aussiedlung, die Landschaft und das Leben in ihr ganz wesentlich geformt. Überhaupt stellen die rechtlichen und gewohnheitsrechtlichen Besitzregelungen so entscheidende Eingriffe dar, daß in ihnen deutlicher und elementarer als in irgendwelchen Zeugnissen der Kunstfertigkeit die Gliederung des Landes in verschiedene Kulturlandschaften zum Ausdruck kommt. In einem größeren Kernbezirk von Württemberg galt die Freiteilbarkeit; in den anderen Bezirken wurde die Parzellierung und Zerstreuung des Besitzes vermieden durch geschlossene Vererbung. Der Unterschied gründet, so nimmt man heute an, in erster Linie in verschiedenen Phasen der Besiedlung; wo sich schon früh geschlossene Dörfer entwickelt hatten, wurde der Zugang zum Erbe nicht beschränkt; in den Ausbaugebieten dagegen legte der Grundherr Wert auf die Erhaltung der **ganzen** Hofstellen. Aber die Zweiteilung wurde nicht nur modifiziert durch Gegebenheiten des Bodens und seiner Bebauung, sondern wiederum auch durch Akte der Gesetzgebung: die altwürttembergischen Herrscher etwa verankerten ausdrücklich das Recht auf freie Teilbarkeit in ihren Gesetzen.

Daß die Vielfalt nicht nur in ihrer bunten Schauseite ausgewiesen wird, sondern auch in solchen wirtschaftlichen Voraussetzungen und Zuständen, ist von besonderer Bedeutung. Sie führen näher heran an das reale Leben der Menschen — und das heißt zugleich: sie stellen das Bild der **harmonischen** Vielfalt etwas in Frage. Die Behauptung, daß jeglicher Hinweis auf regionale Dif-

ferenzierung nur die Funktion habe, die entscheidenden **sozialen** Differenzen zu verschleiern, ist sicherlich allzu simpel; und auch über das Argument, daß der Daimlermonteur in Sindelfingen in seiner ganzen Lebensweise und seinen Einstellungen mehr Ähnlichkeiten mit dem Peugeotkollegen in Frankreich als mit einem Sindelfinger Studienrat oder Fabrikanten aufweise, läßt sich vielleicht streiten. Sicher aber ist, daß die regionalen Unterschiede ja nicht zuletzt ein Ausdruck der je spezifischen sozialen Konstellationen in den einzelnen Regionen sind. Ein schon lange von der Industrie geprägtes Land mit gewissermaßen fließenden Übergängen vom Landwirtschaftlichen und Ländlichen zum Städtischen: das alte Württemberg. Eine industrieferne Region mit stattlichen Bauernhöfen und ertragreichen Monokulturen: Hohenlohe. Eine weiträumige, noch immer bäuerlich bestimmte Region: Oberschwaben. Die landschaftlichen Charakterisierungen implizieren, richtig verstanden, auch schon Hinweise auf die jeweilige soziale Struktur.

Sie genauer sichtbar und faßbar zu machen ist freilich eine außerordentlich schwierige, manchmal fast unlösbare Aufgabe für die Museen. Immerhin können die Gegenstände und Exponate — soweit es eben möglich ist — sozial lokalisiert werden. Der Gäubewohner schlechthin saß wohl nicht vor dem gekachelten, reichgeschmückten Ofen — denn dazu gehörte ebenso beträchtlicher Wohlstand wie für die Benützung reich bemalten Mobiliars. Es ist sicherlich falsch, dem „Volk“ in rigorosem Funktionalismus Schmuckbedürfnis und ästhetisches Vermögen abzusprechen; schon auf ganz primitiven Stufen wird der Gebrauchswert von Gegenständen erhöht durch ästhetisches Beiwerk. Aber richtig ist, daß Art und Ausmaß solchen Beiwerks nicht zuletzt von den sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten abhängen — sei es in der direkten Form, daß die Mittel für den Schmuck verfügbar sind oder nicht, sei es in der vermittelten Weise, daß ästhetische Bedürfnisse je nach der sozialen Situation abgestumpft oder entfaltet werden. Und es ist auch richtig, daß eine Vokabel wie „Volk“ diesen Sachverhalt eher versteckt, indem sie das Bild einer schönen Gemeinsamkeit über den tatsächlichen Differenzen ausbreitet.

Tatsächlich gibt es **Kulturbarrieren**, wie man in Anlehnung an die heute so vieldiskutierten Sprachbarrieren sagen könnte, und gerade geschichtlich sind diese Kulturbarrieren manchmal nahezu exakt faßbar und belegbar. Ich greife ein Beispiel heraus: Am 30. Juni 1549 wurde für das Fürstentum Württemberg eine „Erste Polizei-Ordnung“ erlassen, welche kaiserliche Bestimmungen auf das Land Württemberg übertrug und konkretisierte. Gleich das erste Kapitel befaßt sich mit „unordentlicher und kostlicher Kleidung“ und legt zunächst fest, was für Bauersleute auf dem Land vorgeschrieben ist:

„Vnd erstlich, setzen, ordnen, vnd wollen wir, das der gemein Paursman, vnnd arbeitleit, oder taglöner auff dem Land, kein andere tücher, dann einländische so in teutscher nation gemacht, doch Stammel, Lindisch, Mechlich, Lürisch, vnd dergleichen tücher ausgescheiden, tragen, vnd an rocken nit über sechs fält machen lassen sollen. Doch mögen sie hosen, von einem Lindischen, Lürischen, vnd Mechlichen tuch, nachdem dasselbig seiner art nach, zu hosen wirig vnnd ein barchatin wammes on grosse weitte ermel machen lassen, aber in allweg vnzerschnitten, vnd vnzerstückelt.

Weiter wollen wir, das sie keinerlei Gold, Silber Perlin, oder Seidin, auch kein außgestickten kragen, an hembdern, sie seyen mit Gold oder seidin außgestochen dazu kein straußfedern, oder seidinhosen bendel, noch paret, sonder hüt vnd kappenn an, vnnd auf tragen sollen. Deßgleichen Iren weibern, vnnd kindern, darüber nit zu tragen, gestattet werden, auch sollen sie an die vnderröck, nit mehr noch weiter, dann ein plegin machen, vnd jnen alle Guldin vnnd Seidin kragen, Schleier mit Gulden leisten, Guldin vnnd Silbern gürtlen, alle Gold, Silber, Perlin vnnd Seidin gewandt anzutragen, verboten sein, allein mögen ire Döchtern vnd Junckfrawen ein haarbendlin vnd gürtel von seidin tragen. Darzu sollenn sie kein andern dann schlecht beltz von lämern, geissen, vnd dergleichen schlechte futer, alles vnverbrembt antragen vnd machen lassen.“

Die Vorschriften beziehen sich einmal auf die Herkunft der Ware: nur inländische Produkte dürfen getragen werden. Aber auch von diesen werden die besseren ausgenommen: das dicke und starke Wollzeug, das nach dem italienischen stametto benannt ist, besonders weiche, „linde“ Stoffe, und auch Tücher in der Art, wie sie im flämischen Mecheln und Lier hergestellt wurden. Solche Stoffe dürfen höchstens zu einer dauerhaften („wirig“) Hose und einem Wams verarbeitet werden, aber „unzerschnitten und unzerstückelt“. So wird auch die Bearbeitung in das Reglement einbezogen; die Machart — die Zahl der Falten, der Besatz, das Ornament — wird insbesondere für die Frauenkleidung genau vorgeschrieben.

In den folgenden Abschnitten werden diese Bestimmungen variiert für die „Burger und Einwoner in Stetten“ und danach für „Kauf- und Gewerbsleute“ sowie die städtischen Amtspersonen. Und in ähnlicher Weise wird auch festgelegt, was an Geschenken und an Gastereien bei Hochzeiten und Taufen erlaubt ist, und vieles andere mehr.

In den Jahren 1644 und 1660 wird die Ordnung teilweise wiederholt, zum Teil auch erweitert und präzisiert in dem Sinne, daß jeder nur erdenkliche Gegenstand benannt und ganz genau einer bestimmten sozialen Rangstufe zugewiesen wird. Und auch die

letzte dieser ganz umfassenden Ordnungen, vom 6. Dezember 1712 datierend, läßt die Mühe erkennen, Alltag und Festtag der gesamten Bevölkerung in einer sozialen Abstufung der Erlaubnisse und Verbote zu reglementieren; zu den ausführlichen Bestimmungen über Kleidung, Nahrung und Brauch treten nunmehr, da offenbar auch das Wohnen eher die Grenzen bloßer elementarer Bedarfsdeckung überschritten hat, auch noch Bestimmungen über „Zimmer-Tapezierungen“, über die Anschaffung neuer Betten, die Verwendung von Spiegeln und Silbersachen.

Die mehrfache Wiederholung solcher Vorschriften, im ganzen wie vor allem auch in einzelnen Sonderbestimmungen, darf sicherlich als Zeichen dafür gewertet werden, daß die Schranken immer wieder von neuem aufgerichtet werden mußten, daß also ständig an ihnen gerüttelt wurde. Es kann kein Zweifel bestehen, daß die Barrieren immer wieder einmal überstiegen und übersprungen wurden. Abweichungen von der Kleiderordnung sind mannigfach belegt — und zwar sowohl solche in ungezieltem Übermut, mit dem junge Leute sich hie und da eine Stoffart oder eine Schmuckform anmaßten, die ihnen nicht zustand, wie auch solche, die als gezieltes Mittel in sozialen Aufstiegskämpfen verstanden werden müssen. Aber es wäre völlig falsch, daraus zu schließen, daß jene Schranken unerheblich gewesen wären. Auch wenn die Stufen in der Wirklichkeit nicht so messerscharf getrennt waren, wie dies eine Schreiberseele ausgeklügelt hatte — die Übergriffe widerlegen nicht, sondern sie beweisen, daß es ganz erhebliche Unterschiede gab. Und dies gilt gewiß auch für andere, kleinere Herrschaften, auch wenn meist dort so ausgefeilte Bestimmungen nicht vorliegen — sie hatten diese wohl weniger nötig, weil die ständige Kontrolle, für die in den altwürttembergischen Städten eigens „Aufmerker“ eingesetzt wurden, eine sehr viel direktere und gegenwärtigere war.

Ähnlich wie bei der **horizontalen** Vielfalt stellt sich freilich auch bei dieser präzisen **vertikalen** Gliederung die Frage, ob es sich dabei nicht um pure Historie handelt. Die Frage sollte nicht mit einem allzu schnellen Ja beantwortet werden. Die Sammlung württembergischer Regierungsgesetze gibt Hinweise auf nicht weniger als fünf „Rangordnungen“, die in den ersten fünfzehn Jahren des Königreichs Württemberg erlassen wurden. Diese Rangordnungen sind in zunächst 16, später 10 Klassen geteilt, obwohl sie nur die Landesbeamten betreffen; aber sie spiegeln doch die Fortdauer sehr genauer und offenbar eifersüchtig überwachter sozialer Stufen innerhalb der Gesellschaft. Sie stehen ihrer Funktion nach allerdings zwischen den einstigen Polizeiordnungen und den bis heute gültigen Tarifordnungen; über Zulassung oder Verbot von Gebrauchsgegenständen für die einzelnen Klassen wird nichts mehr gesagt — muß nichts mehr gesagt werden, da sich dies indessen wohl effektiv genug auf indirektem

Weg regulierte: über die **Einkünfte**, das verfügbare Geld, und durch die „unsichtbaren Schranken“ der Konvention.

Die vielstufige Einteilung der Beamtenschaft läßt sich dabei gewiß auch auf die übrige Bevölkerung übertragen; auch **dort** gab es viele „Klassen“, und die einzelnen sozialen Stufen lagen nicht allzu weit auseinander. Aber daraus sollte andererseits kein allzu harmonisierendes Bild abgeleitet werden. Gewiß war die Struktur des Landes mit der Verwobenheit von Industrie und Landwirtschaft, dem unkomplizierten Zusammenspiel von Dorf und Stadt einer stetigen Entwicklung günstiger als die vieler anderer Länder; noch nach dem letzten Kriege wurde sie als ein Modell der Krisenfestigkeit gefeiert, und in einigen Ländern strebte man nach „Verwürttembergerung“, nach der Durchsetzung ländlicher Gebiete mit kleinen Industrien und nach der Auflockerung von Ballungsgebieten durch die Erhaltung und Betonung ländlicher Inseln und Nachbarregionen. Aber jeder Blick in Einkommensstatistiken zeigt direkt, was indirekt auch andere Daten (wie die Zusammensetzung der Studentenschaft und der höheren Schüler) beweisen: daß diese besondere und in vieler Hinsicht besonders günstige Struktur nicht etwa soziale Gleichheit garantiert, sondern lediglich ein freundlicheres Licht auf soziale Ungleichheit wirft.

Die Volkskunde hat sich um die Fragen, die sich daraus ergeben, lange Zeit wenig gekümmert; ihr „Volk“ war in erster Linie ein Stück unwiederbringlicher Vergangenheit und in zweiter Linie das, was man im Bauerntum und vielleicht noch in einzelnen traditionellen Zweigen des Handwerks aus dieser Vergangenheit fortwirken sah. Es bedurfte, je länger je mehr, erheblicher ideologischer Verbiegungen, um diesem Teil den Namen des Ganzen zu geben; in der Bauertümelei des Nationalsozialismus wurden diese Verbiegungen besonders deutlich.

Wie aber steht es **heute** mit der „Volkskultur“? Läßt sich aus der verwirrenden Realität etwas herausdestillieren, das diesen Namen verdient? Auf diese Frage gibt es mehrere Antworten. Die erste steht jener verklärenden Sicht der alten Volkskunde verhältnismäßig nahe. Volkskultur erscheint hier reduziert auf jene meist farbenprächtigen, gefälligen Erscheinungen, die man kritisch unter den Begriff des **Folklorismus** gefaßt hat. Volkskultur ist in dieser Auffassung ein Ergebnis von Heimatpflege, eine Veranstaltung der Trachten- und ähnlicher „Traditions“-Vereine. Zum Teil ist man sich dabei durchaus darüber klar, daß hier nur noch relativ bedeutungslose Relikte erhalten werden; zum Teil aber werden diese Delikte wiederum ideologisch überhöht und als Elemente einer künftigen, besseren und „gesünderen“ Kultur ausgegeben. Das Museum ist, daran besteht kein Zweifel, ständig in Gefahr, auf dieser Welle mitzuschwimmen, weil es ja auf Relikte angewiesen ist — ja selbst dort, wo es deren Stellen-

wert klarzumachen sucht, also auf das Ausschnitthafte, notwendig Begrenzte seiner Bemühungen aufmerksam macht, mag die Rezeption der Besucher oft genug in jenen Stimmungsbereich hinübergleiten, dem man den Modenamen Nostalgie verliehen hat.

Eine zweite Antwort geht aus von der Kritik an der Kulturkritik, vom Mißtrauen gegen den wohlfeilen Begriff der **Massenkultur**, mit dem — so wird argumentiert — Intellektuelle die herrschenden Muster einer durchgängig industrialisierten Kultur abzuwerten suchen, um sich dann selbstbewußt auf ihre fragwürdige Elitekultur zurückzuziehen. Die Gegenkritik definiert Massenkultur um zur neuen **Volkskultur**; sie versucht, in das scheinbar chaotische kulturelle Angebot unserer Tage Ordnung zu bringen: ein respektables Unterfangen, wenn man bedenkt, wie sehr der Eindruck des nur Verwirrenden aus dem Beteiligtensein, aus mangelnder Distanz entsteht. Konkret und am Beispiel des Museums erörtert: Ein Museumsvolkskundler, der in sein Magazin oder gar in seine Schausammlung einen sogenannten blauen Anton aufnahm, würde wahrscheinlich bei seinen Kollegen zunächst mehr Spott als Anerkennung ernten — und doch hat dieses Kleidungsstück eine so umfassende und schon lange andauernde Funktion, daß man es darin durchaus mit dem Blauhemd der Äbler vergleichen könnte. Und selbst dort, wo die Massenkultur direkt durch den Wechsel definiert ist, in den Erscheinungen der **Mode** etwa, dürfte eine gewisse Strukturierung möglich sein: es ist auffallend, daß ähnliche Formen immer wiederkehren und daß es neben Modeschlagern eine Art Mode-Evergreens gibt (man denke an die Jeans), die bis zu einem gewissen Grad die Funktionen traditioneller Kleidung übernommen haben.

Wirklich berechtigt ist diese Position freilich nur, wo sie in Verbindung gebracht wird mit der sie einschränkenden dritten Antwortmöglichkeit. Diese nimmt die Kritik an der Massenkultur ernst, sieht deren ökonomisch bestimmte Mechanismen und ihre Tendenz, auch noch die letzten Reste einer andersartigen Tradition zu vermarkten — der blühende Handel mit Antiquitäten, das Volkslied im raffinierten Arrangement auf der Schallplatte, das Dirndl als Requisit der Fremdenverkehrswerbung. Aber sie wehrt sich gegen die angebliche Totalität der Massenkultur und postuliert Volkskultur als **Gegenkultur**. Sie sträubt sich gegen die Fremdbestimmung und sucht jene Bereiche und jene Zeugnisse auf, in denen sich Interessen gegen solche Fremdbestimmung formieren — Protestlieder und Straßentheater, Bürgerinitiativen und Abweichungen vom festgeschriebenen Ritual unserer Feiertage. Hier scheint es vollends, als läge das Museum weit in der Etappe, und in der Tat besteht die Gefahr, daß ein Museumsmann, der sich hier an die Front begibt, eher Komik als Provokation erzeugt: ein „Hippie“ etwa als Ausläufer der Volkskultur

in Württemberg — das würde, obwohl man die These eventuell begründen könnte, sicher nicht ernst genommen.

Die Chance des Museums — und vielleicht auch die Chance der Gegenkultur — liegt darin, daß diese Gegenkultur, so aktuell sie sich gebärdet, ihrerseits in einer beachtlichen **Tradition** steht. Dabei ist einmal, unter politischem Aspekt, an die demokratische Kultur zu denken, die sich unter der Decke ganz anderer Strukturen regte, an das bürgerliche Anti in einer feudalen Zeit und an die kargen, aber ehrlichen Bemühungen von Arbeitervereinen seit etwas mehr als einem Jahrhundert. Es ist aber auch an alle Inhalte und, mehr noch, Formen zu denken, in denen Freiräume bewahrt wurden, in denen Spontaneität gefördert und das spezifisch Eigene einer Gruppe der Allerweltstendenz des Marktes entgegengestellt wurde. Was in den manchmal verzweifelten Anstrengungen von Straßentheatern angestrebt wird, das war bei uns im Südwesten in manchen traditionellen Formen schon teilweise verwirklicht: in den improvisierten Szenen von Fastnachtscliquen, in ironischen Predigten, die in Jahreszeitspiele (zum Beispiel in das Wurlinger Pfingstspiel) eingebaut waren, und in anderen Arten institutionalisierter, aber keineswegs erstarrter Kritik. Protestlieder gibt es nicht erst durch amerikanischen Import — nur rastet unsere Vorstellung bei dem vagen Gattungsbegriff Volkslied schnell in jenem sentimental Bereich falscher Innerlichkeit ein, auf den sich die Volksliedsammler über ein Jahrhundert lang konzentriert haben, während es ja doch auch eine gesellschaftskritische Liedtradition gab, vom satirischen Schnaderhüpfel bis zum aggressiven Arbeiterlied. Selbst eine so unauffällige Erscheinung wie die Mundart kann in diesen Zusammenhang gestellt werden. Sie garantierte und garantiert zum

Teil immer noch jene solidarische, weithin ebene Kommunikation wie sie in den neueren Kommunikationstheorien anvisiert wird; Dialekt braucht nicht oder nicht nur Sprachbarriere zu sein; Dialekt könnte auch so etwas darstellen wie eine Fußgängerzone der Sprache inmitten der sich verwirrend durchkreuzenden Bahnen von Interaktionen und Kommunikationen.

Dieser Hinweis auf **die andere Seite der Volkskultur** kann freilich nicht in eine praktisch-technische Anleitung für das Ausstellungswesen münden. Dazu sind noch zu wenig Vorarbeiten geleistet, und es besteht auch kein Zweifel, daß es ein schwieriges Unterfangen ist, hier einen Weg zwischen dem Herkömmlichen und dem allzu flach Aktualisierten zu finden. Doch bleibt ein freundlicher, hoffentlich nicht allzu optimistischer Schluß: Manches von dem, was den schmalen Strang vergangener und das etwas breiter gewordene Gebiet heutiger „Gegenkultur“ auszeichnet, findet sich in sehr vielen Zeugnissen der Vergangenheit, auch in denen einer weithin „affirmativen Kultur“. Selbst dort, wo diese Belege auf der einen Seite — in die rechte Beleuchtung gestellt — Herrschaft und Abhängigkeiten von Herrschaft, wo sie die Abschließung nach außen und nach unten bezeugen, selbst dort enthalten sie auf der anderen Seite oft Kräfte und Möglichkeiten, welche diese zeitbedingten Begrenzungen sprengen. Es ist zu hoffen, daß das Interesse der Besucher sich nicht im bloßen Rückzug erschöpft, sich nicht auf Nostalgie aufrechnen läßt, daß sie vielmehr offen sind auch für jenes andere — die Spontaneität, die Eigenwilligkeit, die Selbständigkeit der Gestaltung. Was **vor** der Kulturindustrie lag, enthält Elemente, die sich **in** der Kulturindustrie **gegen** sie formieren.

Hermann Bausinger